logisch!
Zeitung der Katholischen Citykirche Wuppertal
www.logisch-zeitung.de
Ausgabe 15, September 2015

Für die einen nur ein Trafohäuschen, für die anderen die perfekte Leinwand. Manchmal braucht es nicht viel, um etwas aufzuwerten. (Anmerkung des Fotografen: Die Junioruni ist auch ganz nett) Foto: Christoph Schönbach

Brennpunkt Wuppertal

Ein Lob der Provinz

TEXT **DR. WERNER KLEINE**

Was ist das für eine unterschätzte Stadt, in der wir leben? Wuppertal! Das ist für viele das Synonym für Provinzialität. Natürlich macht Erwin Lottermann, Loriots Lottogewinner, seine Boutique in Wuppertal auf – wo denn sonst? Die Polonaise, die in Blankenese beginnt, diesem schmucken Vordorf Hamburgs, mit dem unverkennbar hanseatisch vornehm nach vorne ragenden Riechorgan im Namen, geht natürlich an das hintere Ende – bis hinter Wuppertal. Wahrlich: Wuppertal – das ist ein Synonym für Provinzialität. Wuppertal – das ist offenkundig zwar nicht die Stadt am Rektum der Welt. Aber es wird wenigstens der Anschein erweckt, als könne man es von hier aus sehen.

Der Eindruck ist umfassend. Er ist unauslöschlich in das Bewusstsein der Zeitgenossen eingebrannt. Wuppertal ist Provinz. Kann denn aus Wuppertal überhaupt etwas Gutes kommen? Selbst als die Gesamtschule Barmen den Deutschen Schulpreis 2015 gewinnt, wird – offenkundig bar jeder Ortskenntnis – im Deutschlandfunk am 10. Juni 2015 sofort hinzugefügt: „Die Schule liegt in einem sozialen Brennpunkt."

Für Ortskundige ist diese Information neu. Es sei denn, Wuppertal ist als Ganzes ein riesiger sozialer Brennpunkt.

Tatsächlich brennt es in diesem Tal. Es brennt schon lange, das Feuer der Leidenschaft und der Ideen. Wuppertal und seine Urstädte Barmen und Elberfeld, Cronenberg und Ronsdorf, Vohwinkel und Langerfeld, aber auch die Vororte Beyenburg, Dönberg und Schöller, waren und sind Zeugen eines kreativen Geistes, der sich so nur in der Frische der Provinz entwickeln kann. Feuer braucht Sauerstoff zum Brennen. Und kreative Geistesfrische ist das Feuer dieser Stadt, deren heutige Stadtteile Barmen und Elberfeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts die höchstindustrialisierten Städte Deutschlands waren. Hier fanden kluge Köpfe zuerst Antworten auf die drängenden sozialen Fragen, die sich aus der industriellen Revolution ergaben. Friedrich Engels, Johann Gregor Breuer und Adolf Kolping fanden im Tal der Wupper die Inspiration für ihre großen Ideen. Vielleicht kann nur in der Enge des Tals die Kreativität gedeihen, die das weltbekannte Tanztheater von Pina Bausch hervorbringen konnte. In dieser Stadt bleiben Ideen keine Ideen. Die Menschen in diesem Tal sind Menschen der Tat. Die Junior-Uni und die Nordbahntrasse zeigen in der Gegenwart, dass Visionen keine Utopien bleiben müssen.

Man muss aber gar nicht auf die großen Leuchtturmprojekte schauen. Es waren immer schon die Hinterhöfe entlang der Wupper, die den Alltagsgenies das Refugium für ganz pragmatische Lösungen boten. Dieser Genius prägt die Bewohner dieser bemerkenswerten Stadt bis heute. Ein Freibad ist marode und kann nicht mehr genutzt werden? Gut, dann macht man eben Pool im Pool wie im Mirker Bad. Eine Kirche wird innen eingerüstet und muss saniert werden? Gut, dann nutzen wir das Gerüst, um zu tun, was man sonst niemals tun kann: Man lässt Engel im Raum schweben – wie weiland bei einer Ausstellung in der Laurentiuskirche. Und wenn im Szeneviertel um den Laurentiusplatz mittwochs wenig los ist, dann machen die Wirte im Luisenviertel eben selbst Party für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Diese Stadt sprüht vor Kreativität. Manch einer schäumt dabei auch schon mal über. Wenn etwa nicht schnell genug stadtweit freigefunkt werden kann, zeigt der Wuppertaler eine andere, nicht weniger charakteristische Seite. Der Wuppertaler an sich ist ein kritischer Geist. Nichts, aber wirklich nichts, bleibt vom Stahlbad kritischer Hinterfragung verschont. Das Moppern ist Teil des kreativen Genius' dieser Stadt. Und das, was in diesem

(Fortsetzung Seite 2)

LEITARTIKEL /EDITORIAL

(Fortsetzung von Seite 1)

Fegefeuer fehlender Eitelkeiten geläutert wurde, ist wirklich von Bestand. Das ist anstrengend, aber auch qualitätssteigernd. Deshalb wollen viele – selbst von denen, die diese Stadt erst auf den zweiten Blick schätzen lernten – nicht wirklich weg. Die Menschen hier sind Kohlemenschen: Es braucht Zeit, bis man miteinander warm wird. Dann aber glüht es lange.

Anders ist es im nahen Rheinland. Man ist schnell Feuer und Flamme, aber ebenso schnell ist die Begeisterung auch wieder verglüht. Strohmenschen halt. Während dort der Klang einer Triangel zu einem großen Gong aufgebläht wird, schämt man sich hier, von der Schönheit des metallischen Klangs der Ambosse, die diese Stadt groß gemacht haben, zu erzählen. Und überhaupt: Fließt der breite Strom des Rheins nicht nur deshalb, weil er sich von wild wogenden Flüssen wie der Wupper speist?

Es ist die Provinz, die all das hervorbringt. Warum sollte man sich ihrer schämen? Manch einer, der westlich vom Haspel geboren wurde, behauptet gar, er sei eine rheinische Frohnatur, während die Osttaler die nüchterne Sachlichkeit Westfalens im Blute hätten. Dabei ist diese Stadt mehr als ein Bindestrich.

Einige tolle Projekte aus Wuppertal, stellen wir in unserem Video „kleine Lösungen" vor. Zu finden unter: ***www.kck42.de/kl15***

Sie ist bergisch, eine Metropole in einer besonderen Region. Köln hätte die Schwebebahn haben können. Wuppertal hat sie. Aber was der Rheinländer verspricht, das muss der Westfale halten. Beide küssen sich in Wuppertal. Und weil küssen schwanger macht, ist hier der Ort, wo Ideen zur Wirklichkeit geboren werden.
Was ist das für eine bemerkenswerte Stadt, in der wir leben? Wuppertal! Keine Stadt im Dornröschenschlaf, aber eine Stadt, die selbstbewusster sein darf. Brennpunkt Wuppertal? Auf jeden Fall. Hierhin gehört der Fokus der Aufmerksamkeit. Wenn schon die Schweizer nach Barmen schauen und kaum ein Auto ohne Wuppertaler Hilfe fährt; wenn im Wuppertal Institut bundesweit beobachtet an Wegen für eine nachhaltige Gesellschaft geforscht wird. Und wenn selbst Börne und Thiel, die Helden des Münsteraner Tatortes, immer wieder zum Dreh nach Wuppertal kommen. Wuppertal ist der Tatort für Ideen. Ein echter Brennpunkt. Gelobt sei die Provinz! Wuppertal, mach' was draus! •

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

dass Wuppertal eine ganz besondere Stadt ist, erschließt sich dem Besucher meist erst auf den zweiten Blick. Dabei bietet die vermeintliche Provinz offenkundig einen ganz besonderen Nährboden für kreative Ideen. Diese Stadt hat es nicht nötig, sich vor den großen Städten im Rheinland zu verstecken. Der Leitbeitrag der aktuellen Ausgabe von logisch! singt nicht nur ein Lob auf die Provinz. Er eröffnet auch einen Blick auf die Stärken dieser besonderen Stadt.

Wuppertal lebt von den Ideen der Bevölkerung. Und die Bevölkerung ist vielfältig. Gerade in den heutigen Zeiten, in denen viele aus ihrer Heimat vertrieben werden und vor Krieg und Leid fliehen, stehen neuen Herausforderungen an; Herausforderungen, für die Wuppertal gewappnet ist, denn Wuppertal hat hier vielfältige Erfahrungen, wie das Beispiel der Togo-Initiative zeigt. Außerdem enthält diese Ausgabe eine Beilage mit Informationen zur Flüchtlingshilfe.

In bewährter Weise werfen wir in logisch! den Blick auch über den Wuppertaler Talrand hinaus. Der in Israel lebende Theologe Till Magnus Steiner berichtet in seinem eindrücklichen Beitrag von einen Ton, den man nicht nicht-

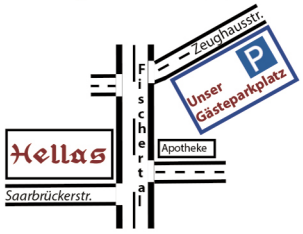
hören kann, und der im Leben Israels eine ganz besondere Rolle spielt. Daniela Ullrich ist bei den Maccabi-Games in Berlin der in Wuppertal lebenden jüdischen Sportlerin Sarah Poewe begegnet und Øle Schmidt, unser Mann in Lateinamerika, hat die Leiterin eines katholischen Menschenrechtszentrums gefragt, wie es möglich ist, dass in Mexiko mehr als 26.000 Menschen als „verschwunden" gelten. Wer lesen kann, muss nicht unbedingt auch verstehen – und wer schreiben kann, macht sich nicht unbedingt verständlich. Seit geraumer Zeit wird in manchen Grundschulen das Schreibenlernen nach einem besonderen Konzept unterrichtet: Die Schülerinnen und Schüler schreiben anfangs so, wie sie die Wörter hören. In zwei Beiträgen wird das Für und Wider dieser Methode diskutiert.

Auch sonst hält die aktuelle Ausgabe interessanten Lesestoff bereit. Ich wünsche Ihnen eine erkenntnisreiche Lektüre,

Ihr Dr. Werner Kleine, PR

Anzeige

Hellas-Restaurant
Pizzeria - Restaurant - Grill
Parken Sie auf unserem eigenen Parkplatz!
Schräg gegenüber, kein lästiges Suchen von Parkplätzen!



Tägl. durchgehend von 11:30 Uhr bis 23:00 Uhr, Fr. und Sa. bis 24:00 Uhr geöffnet
Fischertal 29, 42287 Wuppertal-Barmen
Ausser Haus Bestellung: 0202-55 51 01 - Tischreservierung: 0202 - 59 60 30

KOMMENTAR

Über den Unterschied von Campingurlauben und Zeltstädten

Ein Kommentar zur Flüchtlingsdebatte in Deutschland

Das Thema Grenzen und Flüchtlinge hat in Deutschland, wie vielleicht in keinem anderen Land, Spuren hinterlassen: Der Mauerpark in Berlin-Mitte.

KOMMENTAR UND FOTO **JANINA KUSTERKA**

Vielleicht hilft ja ein wenig Sarkasmus in der emotional erhitzen Debatte über die Ankunft fremder Menschen in unserem Land. Wie wäre es zum Beispiel mit folgenden Thesen? Die diesjährigen Heimkehrer aus dem Urlaub haben gegenüber Flüchtlingen zwei entscheidende Vorteile. Erstens: Wenn sie in Zelten geschlafen haben, dann nannte sich das Camping und nicht Zeltstadt. Zweitens: Ihr – deutscher – Reisepass ermöglichte es Ihnen, zurück in ein sicheres Zuhause (Erstland) zu gelangen. Ganz egal, ob sie von der abenteuerlichsten Safari zurückkamen. Oder die größte Gefahr darin bestand, von hungrigen Touristen am Büfett überrannt zu werden – und nicht von wilden Gnuherden.
Wohin man auch blickt, so scheint es manchmal, entstehen Krisenherde. Und in einigen dieser Länder ist das Leben mittlerweile lebensgefährlich geworden. Deren Einwohner müssen ihre Heimat verlassen, um ihr Überleben, das Überleben ihrer Familie zu sichern. Es ist alles andere als eine heitere Kreuzfahrt, zusammengepfercht auf einem Schiff über das Meer zu treiben. Durstig zu sein, trotz des Wassers überall. Einsam zu sein, trotz der dicht gedrängten Menschenmassen. Das Ziel entschlossen vor Augen: die Sicherheit in Europa.

Lebendig im sicheren Europa angelangt, erwartet die Flüchtlinge nicht das, was sie sich erhofften. Das trotz eigener Probleme immer noch privilegierte Europa schreit auf und fürchtet sich vor Menschenmassen, die auf das Festland zusteuern. Ach, was heißt zusteuern? Die auf das Festland zutreiben. In Calais hausen hunderte Flüchtlinge unter katastrophalen Bedingungen, die verzweifelt versuchen nach England zu gelangen, bevor die Sicherheitsposten dort weiter verstärkt werden. Sie bringen sich in Lebensgefahr, weil sie zu ihren Verwandten wollen, zu ihrer Familie, die sie nach den meist traumatischen Erlebnissen ihrer Flucht auffangen sollen. Diesen Wunsch haben im Eurotunnel einige Flüchtlinge bereits mit ihrem Leben bezahlt.

Europa ist überfordert mit der Situation. Die Länder streiten sich, wer welche Flüchtlinge aufnehmen muss. Österreicher, Italiener und Deutsche kontrollieren die Züge aus Italien und brechen europäisches Recht, indem sie unbegleitet reisende Minderjährige aus den Zügen werfen und zurückbringen.
Til Schweiger plant jetzt, ein Flüchtlingscamp zu bauen. Was auch immer man von den Filmen Schweigers hält, an seinem Engagement können wir uns ein Beispiel nehmen. Doch ist es gleichzeitig ein Armutszeugnis für die Politik, wenn ausgerechnet Til Schweiger mit einem Mal zum Vorbild avanciert. Turnhallen werden zu Lagern, Zelte zu Campinganlagen, wo wirklich niemand Urlaub machen möchte.

Es ist nur wenige Jahrzehnte her, dass viele Deutsche auf der Flucht waren. Sie kamen aus den Ostgebieten und hatten kaum mehr, als sie am Leibe trugen. Viele haben das vergessen. Haben vergessen, welche Not hinter einer Flucht steckt. Doch zum Glück haben es nicht alle vergessen: Bürger fühlen mit den Flüchtlingen von heute mit und lassen eine Willkommenskultur entstehen. Sie sammeln Kleidung, nehmen Fremde in ihre Häuser auf – oder bauen eben Flüchtlingsheime. Ein Willkommensgruß kann so einfach sein, wie Sven Latteyer zeigte, ein Busfahrer aus Erlangen. Er machte eine wichtige Durchsage, nachdem 15 Flüchtlinge in seinen Bus eingestiegen waren: „Excuse me Ladies and Gentlemen, from all over the world in this bus – I want to say something. I want to say welcome. Welcome to Germany, welcome to my country. Have a nice day!“ (Auf Deutsch: Meine Damen und Herren aus der ganzen Welt in diesem Bus, ich möchte etwas sagen. Ich möchte Sie willkommen heißen – Willkommen in Deutschland, willkommen in meinem Land. Haben Sie einen schönen Tag!)

Diese Willkommenskultur muss in der Politik ankommen. Es sind nicht illegale Migranten, asylmissbrauchende, echte oder falsche Flüchtlinge, die zu uns kommen. Es sind Menschen, die in Not geraten sind und Hilfe brauchen. Wir müssen sie retten, so schwer es vielleicht ist. Wir müssen Anteil an ihrem Schicksal nehmen und ihnen auf die Beine helfen. Dafür darf aber nicht allein die Bevölkerung sorgen müssen, so sehr sich auch einige bemühen. Die Politik muss Lösungen erarbeiten, würdig mit den Menschen umzugehen, sie und ihre Familien zusammenzuführen, und ihnen ein würdiges Leben mit Aufgabe und Beschäftigung zu ermöglichen. Es rächt sich jetzt, dass in den letzten Jahren mögliche Flüchtlingsunterkünfte verkauft wurden. Es rächt sich, dass der soziale Wohnungsbau in vielen Gegenden zu wenig vorangetrieben wurde. Die Politik muss diese Versäumnisse der Vergangenheit schnellstmöglich korrigieren.

Doch auch die Bevölkerung kann bis dahin einiges tun. Sie kann Flüchtlinge in ihrem Land, in ihrem Haus oder ihrem Bus willkommen heißen. Sie kann tun, was Anja Reschke kürzlich in ihrem Tagesthemen-Kommentar forderte: „Wenn man also nicht der Meinung ist, dass alle Flüchtlinge Schmarotzer sind, die verjagt, verbrannt oder vergast werden sollten, dann sollte man das ganz deutlich kundtun, dagegen halten, Mund aufmachen, Haltung zeigen, öffentlich an den Pranger stellen.“

Auch wenn es eine noch so kleine Geste ist, möchte ich dieser Forderung jetzt nachkommen: Liebe Damen und Herren aus der ganzen Welt, liebe Flüchtlinge, ich kann Ihnen Ihr Leid nicht abnehmen, aber ich möchte Sie aufs herzlichste Willkommen heißen! Ich hoffe, Sie leben sich schnell hier ein. Und wer weiß, vielleicht fahren Sie irgendwann sogar einmal campen, und schlafen in einem Zelt – ganz freiwillig und mit viel Vergnügen. •

ARTIKEL

Mehrere Generationen bedeuten nicht automatisch Mehrgenerationenhaus

Zu Besuch im Nachbarschaftsheim am Platz der Republik, im Wohnprojekt Rudolfstraße und in der Klimaschutzsiedlung Malerstraße

Über 50 Jahre stand das Nachbarschaftsheim im Schatten des alten Bunkers. Foto: Nachbarschaftsheim

TEXT UND BILD **EDUARD URSSU**

„Heute schon an morgen denken" – ein frommer Wunsch, der kaum unterschiedlicher interpretiert werden kann. Häufig wird er als finanzielle Absicherung gedeutet, kann aber auch die künftigen Lebensumstände in den Fokus nehmen. Wie will ich leben? Und, nicht zu zuletzt: mit wem möchte ich leben? Fragen, die nicht erst mit Mitte 50 akut werden, und die letzte Frage zielt dabei auch gar nicht auf den Lebenspartner ab. Gemeint ist eher die Gesellschaft im Sinne von Freundschaften und vor allem den direkten Nachbarschaften. Denn auch wenn dies noch in jungen Jahren abwegig klingt, können fremde Menschen die persönliche Lebensqualität positiv beeinflussen. Zum Beispiel im etwas abstrakt klingenden Konzept „Mehrgenerationenhaus". Abstrakt, weil der Begriff mehrere Deutungen zulässt und zudem unterschiedlich verwendet wird. Bedeutet Mehrgenerationenhaus, dass mehrere Generationen unter einem Dach leben? Ein klares Jein! Vielleicht ist die Vorstellung dieser vermeintlich idealen Lebensgemeinschaft auch nur eine Kopie harmonischer Großfamilien früherer Tage. Gerade in Zeiten systematischer Abgrenzung und Entfremdung des Individuums von Gruppen, mag diese vermeintliche Illusion harmonischer Beziehungen – in der Wissen, Erfahrung und Zuneigung von einer Generation an die nächste weitergegeben wird – nahezu utopisch wirken. Was ist es also nun, ein Mehrgenerationenhaus? Sucht man den kleinsten gemeinsamen Nenner, dann führt die Definition des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zumindest etwas weiter: „Mehrgenerationenhäuser sind zentrale Begegnungsorte, an denen das Miteinander der Generationen aktiv gelebt wird. Sie bieten Raum für gemeinsame Aktivitäten und schaffen ein neues nachbarschaftliches Miteinander in der Kommune." Von miteinander leben ist erst einmal nicht die Rede. Aber zumindest von: „Jüngere helfen Älteren und umgekehrt."

Quäker-Projekt

In diesem Sinne versteht sich auch das Nachbarschaftsheim am Platz der Republik. Es wurde 1948 von amerikanischen Quäkern gegründet, um die Deutschen nach dem 2. Weltkrieg zur Demokratie zu führen. „Ziel war es, die Wertevorstellung zu vermitteln, dass jeder Mensch gleich viel wert ist ", sagt Johanna Niedermüller, Sozialpädagogin und Leiterin des Seniorenforums im Nachbarschaftsheim. Mittlerweile ist das Nachbarschaftsheim aus dem am ehemaligen Bunker angrenzenden Gebäude weggezogen. Nicht weit, nur einen Steinwurf entfernt. Und nicht weit entfernt habe man sich von der Grundidee von einst. Den Idealen der Quäker, sagt Johanna Niedermüller, sei man auch heute noch verpflichtet. Nur sind die Anforderungen und Betätigungsfelder mit der Zeit immer vielfältiger geworden. „Wir leben hier nicht unter einem Dach. Das würde das ehemalige Pfarrershaus auch gar nicht hergeben, bei über 1.000 Menschen, die sich hier einbringen. Aber für diese Menschen fördern wir den kulturellen Austausch zwischen den Generationen, aber auch Kulturen." Eine besondere Herausforderung war in den 90er-Jahren die Integration der ausländischen Senioren. Als Gastarbeiter gekommen, „hat man recht spät realisiert, dass viele in Deutschland bleiben werden. Meist sind es die Frauen, die sich einbringen. Seitdem haben wir eine Gruppe für Senioren mit Migrationshintergrund", sagt Johanna Niedermüller. Dass die Tanzgruppe türkischer Mädchen bei den gemeinsamen Weihnachtsfeiern auftritt, ist auch keine Seltenheit. Aber der Austausch zwischen den Generationen im Nachbarschaftsheim passiert oftmals ganz beiläufig. „Das ist manchmal wie im Zoo", scherzt Johanna Niedermüller. Sie steht im hauseigenen kleinen Café und deutet mit dem Zeigefinger auf die große Fensterfront. Dahinter liegt der Garten der angeschlossenen Kindertagesstätte. „Manchmal stehen die Kinder an der Scheibe und beobachten die Senioren drinnen, andersmal ist es genau umgekehrt", sagt Johanna Niedermüller.

Lebendiges Wohnen

Kinder sucht man im Wohnprojekt in der Rudolfstraße 131 vergebens. Vielleicht wirkt der Ausspruch „Um das von vornherein klarzustellen: Wir sind kein Pflegeheim!", schon fast wie eine Rechtfertigung. Mit diesen Worten werden regelmäßig die Infoabende des Vereins „Lebendiges Wohnen an der Wupper", kurz LeWoWu, eröffnet. Seit 2008 gibt es diese Wohngemeinschaft. Die barrierefreien Wohnungen befinden sich im ehemaligen Schwesternheim der Vereinten Evangelischen Mission (VEM). „Nur, damit keine Missverständnisse aufkommen. Es ist schon oft vorgekommen, dass wir mit einer Form von ‚Betreutes Wohnen' verwechselt werden", erklärt LeWoWu-Vereinsmitglied Marlene Hamburger. Stattdessen will sich der Verein als ein gemeinschaftliches Wohnprojekt verstanden wissen, bei dem gemeinsam wohnen auch miteinander kommunizieren bedeutet. „Dabei sind wir ein Wohnprojekt für alle Generationen", sagt Marlene Hamburger. Wandern, gemeinsame Kinobesuche, Bastelabende und mehr ist möglich. „Alltagskontakte können, müssen aber nicht sein. Ich pflege auch weiterhin meine Kontakte nach außen", bestätigt Claudia Wilkop. Die Chemie-Ingenieurin

(Fortsetzung Seite 5)

ARTIKEL

(Fortsetzung von Seite 4)

ist mit 45 Jahren mit Abstand das jüngste LeWoWu-Mitglied. Und da bekommt die Fassade des sogenannten Mehrgenerationenhauses auch einen kleinen Riss. Eine Verjüngungskur würden die Vereinsmitglieder zwar begrüßen, denn gegen Kinder habe man nichts. Allein schon, um dem eigenen Anspruch eines Mehrgenerationenhauses gerecht zu werden. Aber es mangelt schlichtweg an Wohnraum. Alle Wohnungen im Gebäudekomplex sind derzeit vermietet. Und obwohl der Mietpreis von 10 Euro pro Quadratmeter doch eher ambitioniert erscheint, melden bei den Infoabenden viele Interessierte Bedarf an. Wie auch Ursula Uebing. Die 52-jährige Mutter von zwei Kindern erlebt in ihrem persönlichen Umfeld wie wertvoll zwischenmenschliche Kontakte sind. Allerdings sind es Verlusterfahrungen: Der eine Sohn studiert in München, der andere hat sich bei der Lebenshilfe in Cronenberg gut eingelebt. „Und an einer Nachbarin in unserem Haus, die kürzlich verstorben ist, und deren einzige Bezugsperson ich gewesen bin, merke ich, wie wertvoll eine Gemeinschaft ist.“ Kontakt zu den übrigen Bewohnern im Haus hat sie wenig. Es bleibt oftmals bei Lippenbekenntnissen: „Falls Sie mal Hilfe brauchen, dann melden Sie sich einfach.“ Wenn in der Rudolfstraße 131 Wohnungen frei werden, dann müssen sich Interessierte beim Verein bewerben. Zwar ist der Vermieter die Vereinte Evangelische Mission, aber es besteht zwischen dem Wohnprojekt und der VEM eine Kooperationsvereinbarung. „In der Regel folgt die VEM unseren Mieterempfehlungen“, erklärt LeWoWu-Mitglied Wilhelm Müsken.

Kein Überraschungsei

Ein generationenübergreifendes Miteinander? Leben wie in der dörflichen Idylle und alles in einem energiesparenden Passivhaus mit großem Innenhof, auch noch in der Wuppertaler Nordstadt? Dass das geht, hat die Baugruppe Malerstraße bewiesen. Innerhalb von fünf Jahren haben Einzelpersonen, Paare und Familien diese Idee ungesetzt. Eine Idee, wie urbanes Zusammenleben auch aussehen kann. Im Mai wurde das Bauprojekt als 18. Klimaschutzsiedlung in Nordrhein-Westfalen gefeiert. Doch Klimaschutz steht in der Malerstraße 20 nicht an erster Stelle. Auf den

An der Rudolfstraße 131 ist momentan keine Wohnung frei. In Cronenberg könnte sich demnächst eine zweite Wohngruppe bilden.

Orte der Kommunikation: Die Laubengänge in der Malerstraße 20.

Laubengängen stehen vereinzelt Stühle und Tische, auch manche Topfpflanze behauptet ihren Platz entlang des Gangs. Auffällig: „Einige Türen stehen offen, ganz bewusst“, sagt Abraham Roelofsen, einer von drei Rentnern in der Malerstraße. „Das fördert das kommunikative Miteinander. Man trifft sich hier, ganz ungezwungen, oder unten im Hof.“ Dort soll eine Boule-Bahn entstehen. Auch ein wenig Gemüse wird noch gepflanzt. Zwischenzeitlich schlüpfen Kinder und Jugendliche durch das Eingangsportal. Die Schule ist aus. Man grüßt sich mit Namen. „Der jüngste Bewohner heißt Rudi und ist gerade einmal ein Jahr alt“, weiß Abraham Roelofsen. Insgesamt gibt es 23 Wohneinheiten, 19 davon werden von Familien bewohnt, sowie drei Praxen. Eine gute Mischung, wie Roelofsen findet, nicht nur weil eine Praxis seine Frau Margot führt. Diese Idylle ist aber kein Zufallsprodukt. Fast generalstabsmäßig wurde jeder einzelne Schritt geplant, vorbereitet und durchgeführt. Die Fassadenfarbe, die Gestaltung des Gartens und der Dachterrassen, und selbst die Form und Größe der Klingelschilder sind Ausdruck des Gemeinschaftswillens. Umgesetzt von vielen Arbeitsgruppen, die ihre Ergebnisse zur Diskussion stellten. Und wenn mal eine Diskussion aus dem Ruder lief, so regelte das die Arbeitsgruppe „Kommunikation“. Einen Wermutstropfen hat das Wohnprojekt an der Malerstraße 20 aber dann doch: Die Idylle ist nicht billig zu haben. Pro Quadratmeter werden bis zu 2.500 Euro aufgerufen. In den unteren Etagen ist der Wohnraum schon für 2.100 Euro zu haben. Einige wenige Wohnungen werden vermietet. Falls Wohnraum frei wird, dann haben die „Alteingesessenen“ ein Vorkaufsrecht. •

Information

Der Vorstand des Wohnprojekts „Lebendiges Wohnen an der Wupper“ bietet immer am letzten Dienstag im Monat eine Infoveranstaltung in der Rudolfstraße 131 an. Weitere Informationen vorab gibt es bei Marlene Hamburger unter der Rufnummer 69 86 88 und auf der Internetseite *www.lewowu.net*. Ein zweites LeWoWu-Wohnprojekt soll in Wuppertal-Cronenberg entstehen.

Die Baugruppe Malerstraße dokumentiert ausführlich die einzelnen Entwicklungsschritte des Wohnprojekts auf der Internetseite *www.malerstrasse.de*. Anfragen werden per E-Mail über die Adresse *info@malerstrasse.de* beantwortet.

Das Nachbarschaftsheim am Platz der Republik präsentiert im Internet unter *www.nachbarschaftsheim-wuppertal.de* sein umfangreiches Kursangebot.

Anzeige

ARTIKEL

Aghet – ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit

Armenischer Kinderschuh, den Armin T. Wegner am Wegrand der Deportationszüge gefunden hat. Armin T. Wegner Gesellschaft e.V., Wuppertal © Ulrich Klan, Wuppertal

TEXT **DANIELA ULLRICH**

Es ist eines der dunkelsten Kapitel des Ersten Weltkrieges: Der Genozid an den Armeniern, dem bis zu anderthalb Millionen Menschen im Osmanisch-Türkischen Reich zum Opfer fielen. Bis heute erkennt die türkische Regierung diesen Völkermord nicht als solchen an. Der in Elberfeld geborene Dichter Armin T. Wegner war zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Sanitätsoffizier Augenzeuge der Vertreibung der Armenier in die Wüste.

„Herr Präsident! Verschließen Sie Ihre Ohren nicht“, beginnt Armin T. Wegner seinen auf den 19. Januar 1919 datierten offenen Brief an den damaligen Präsidenten der USA, Woodrow Wilson. In seiner „Totenklage für Armenien“ bittet der 1886 in Elberfeld geborene Dichter den Politiker um Hilfe für das armenische Volk. „Dieses Schreiben ist ein Vermächtnis“, führt er fort. Im Namen der Menschlichkeit geht es Wegner in seinem Brief vordergründig darum, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu bitten, sich für ein unabhängiges Armenien stark zu machen. Die Kriegsparteien befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch am Beginn der Verhandlungen der Verträge auf der Pariser Friedenskonferenz.

Gleichzeitig ist der offene Brief Armin T. Wegners einer der wichtigsten Zeitzeugenberichte über die Auswirkungen der Vertreibung der Armenier im Ersten Weltkrieg. Fotos, die Wegner heimlich machte, während er als freiwilliger Sanitäter die Flüchtlingslager in der mesopotamischen Wüste besuchte, gehören zu den raren Bilddokumenten dieses Massenmordes. Ein Verbrechen, das Papst Franziskus Mitte April dieses Jahres in einer Messe im Petersdom als den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts bezeichnete. „Das Böse zu verbergen oder abzustreiten, ist genauso wie eine Wunde bluten zu lassen, ohne sie zu bandagieren“, wurde der Papst in den Medien zitiert.

Aghet

Aghet. Katastrophe. So nennen die Armenier jene grauenvollen Ereignisse, die im Frühjahr 1915 begannen. Ende April waren 235 prominente Armenier in Istanbul verhaftet und verschleppt worden. Ihr Schicksal ist ungeklärt, bis heute. Am 27. Mai 1915 wurde das „Gesetz über Bevölkerungsumsiedelung“ erlassen. Es erlaubte die Deportation von Nichtmuslimen aus den frontnahen Gebieten im Osten. Das Osmanische Reich kämpfte im Ersten Weltkrieg an der Seite des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns und Bulgariens gegen die Staaten der Entente. Die russische Armee war im Januar 1915 in Ostanatolien einmarschiert.

In der Hoffnung auf einen unabhängigen Staat hatten sich einige armenische Freiwilligen-Bataillone auf die russische Seite geschlagen, was in der historischen Forschung als der Vorwand für die systematische Vertreibung und den Völkermord an den Armeniern gilt. Einen Völkermord, den die Welt vergessen hat, den die Regierungen vieler Länder auch hundert Jahre später nicht als solchen anerkennen. Armin T. Wegner sieht den Genozid mit eigenen Augen. Zwei Jahre lang, so schreibt er in seinem Brief an Woodrow Wilson, seien Bilder von Not und Entsetzen an ihm vorbeigezogen. Damit übertreibt Wegner nicht.

Er schildert die Vertreibung der Armenier in die Wüste in drastischen Worten, und belässt es nicht bei dem Brief an den amerikanischen Präsidenten, um sich für das armenische Volk einzusetzen. Tagebuchaufzeichnungen aus seiner Zeit in Anatolien gibt der Mitbegründer des Bundes der Kriegsgegner unter dem Titel „Der Weg ohne Heimkehr“ 1919 heraus. Seine Fotografien zeigt Wegner von 1919 bis 1924 bei Lichtbildervorträgen in Berlin, Breslau und Wien. Einige dieser Aufnahmen präsentiert die von der Armin T. Wegner-Gesellschaft entwickelte Ausstellung „Aghet – der vergessene Völkermord“, die im Frühjahr dieses Jahres in Wuppertal zu sehen war. Wegners Texte „Rufe in die Welt“ sind im Wallstein Verlag erschienen. Zeit seines Leben versuchte sich Wegner an einem großen Armenien-Roman. Doch er gelang ihm nicht. Wegner verstummte.

Selber Opfer

Der Schriftsteller Franz Werfel war ihm 1932 mit „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ zuvorgekommen. Im April 1933 schrieb Wegner einen Brief an Adolf Hitler, in dem er gegen die Judenverfolgung protestierte. Im Mai gingen bei den Bücherverbrennungen auch seine Werke in den Flammen auf. Im August wurde er von der Gestapo in Oranienburg verhaftet und anschließend im Columbiahaus in Tempelhof gefoltert. Armin T. Wegner lebte damals in Berlin und war mit der jüdischen Schriftstellerin Lola Landau verheiratet. Von diesen Strapazen habe er sich nie erholt, sagt Judith Schönwiesner, Vorstand der Wuppertaler Armin T. Wegner-Gesellschaft. „Sein Sohn berichtet, er sei noch Jahre später nachts schreiend aus Alpträumen aufgewacht.“ Schönwiesner hat die Ausstellung „Aghet – der vergessene Völkermord“ kuratiert, die im Oktober in der Offenen Kirche Bielefeld zu sehen ist. „ Er war nicht länger Beobachtender, sondern selbst Opfer.

(Fortsetzung Seite 7)

Der Armin-T.-Wegner-Platz befindet sich in Wuppertal am Wall. Geboren wurde Wegner 1898 in der Von-der-Tann-Straße im heutigen Briller Viertel in Elberfeld. Foto: Daniela Ullrich

ARTIKEL/BEITRAG

(Fortsetzung von Seite 6)

Seine Erfahrungen versucht Wegner dennoch literarisch zu verarbeiten. Doch sein Roman „Die Peitsche“ bleibt ein Fragment. Er geht nach seiner Freilassung Ende 1933 ins Exil. Seine Werke kommen 1938 auf die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“. Wegners Protest gegen die Judenverfolgung verhallt, seine „Totenklage für Armenien“ gerät in Vergessenheit. Wegners Versuch, die Stimme der Menschlichkeit zu sein, scheitert. Bei einem Treffen mit den Oberkommandierenden auf dem Obersalzberg am 22. August 1939 fragt Adolf Hitler am Vorabend des Zweiten Weltkrieges in Hinblick auf den Überfall Polens und die Vernichtung der „polnischen Rasse“ rhetorisch: „Wer spricht denn heute noch von den Armeniern?“

Völkermord

Noch bis zum April dieses Jahres gehörte die Bundesrepublik zu den Ländern, die den Völkermord zwar nicht leugnete, den Begriff aber nicht offiziell verwendete. Nach Papst Franziskus benannte nun auch Bundespräsident Gauck die Vernichtung der Armenier als: „Völkermord“. Dies geschah im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes im Berliner Dom. Wenige Tage bevor der Bundestag über einen Antrag beraten sollte, in dem die Fraktion Bündnis 90/die Grünen die Bundesregierung aufforderte, anzuerkennen, dass es sich bei den Massakern und Vertreibungen an den Armeniern ab 1915 um Völkermord handelt. •

Armin T. Wegner, 1916 in Bagdad, Wikimedia Commons

Information

1948 wird das Verbrechen am armenischen Volk bei den Vereinten Nationen thematisiert. Im Rahmen der juristischen Aufarbeitung des Holocausts, wird der Begriff „Genozid“ als Straftatbestand im Völkerrecht eingeführt. Der polnisch-jüdische Jurist Raphael Lemkin hatte die Charakteristika des Begriffes anhand des Völkermordes an den Armeniern entwickelt. Wie Mihran Dabag, Professor für Diaspora- und Genozid-Forschung an der Ruhr-Universität Bochum, in einem Beitrag im Magazin „Konkret“ im Juli dieses Jahres berichtet, habe Lemkim die Vernichtung der Armenier am 19. Februar 1949 in einem Interview mit dem amerikanischen Fernsehsender CBS anlässlich der Unterzeichnung der entsprechenden UN-Konvention als „Genocide“ typisiert.

Die seriöse historische Forschung, so schreibt Dabag in seinem Beitrag weiter, sei sich einig, „dass die jungtürkischen Vernichtungsmaßnahmen gegen die armenische Bevölkerung des Osmanischen Reichs zweifellos als Genozid zu charakterisieren sind.“
Raphael Lemkin, der Schöpfer der 1948 von der UN verabschiedeten Anti-Genozid-Konvention, bezeichnete den Völkermord an den Armeniern als den ersten systematisch ausgeführten Völkermord des 20. Jahrhunderts. Er gilt als Blaupause für alle weiteren Völkermorde, die das 20. Jahrhundert erschüttert haben. Der Theologe Johannes Lepsius hat schon 1896 ein armenisches Hilfswerk gegründet und die erste Dokumentation über den Völkermord geschrieben.

Armin Theophil Wegner (geb. 16. Oktober 1886 in Elberfeld, gest. 1978 in Rom) erhielt unter anderem das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland (1956) und den Eduard-von-der-Heydt-Preis seiner Heimatstadt Wuppertal (1962). 1968 wurde Wegner in die Reihe der Gerechten unter den Völkern aufgenommen. 2002 wurde die Armin-T.-Wegner-Gesellschaft mit Sitz in Wuppertal gegründet, 2003 ihre US-Schwestergesellschaft in Los Angeles.

Privatsache Ehe?

Der öffentliche Auftrag der Ehe und der neu entdeckte Wert der Partnerschaft

TEXT **DR. WERNER KLEINE**

In den alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat, reichte das ausgesprochene oder geschriebene Wort, um einen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen. In diesen märchenhaften Zeiten erfüllten Feen die Befindlichkeiten des Einzelnen. Wer aber des Zauberns nicht mächtig war, der musste wie Hans im Glück manche Last ertragen, um vom Kind zum Erwachsenen zu reifen. Der Illusion verwunschen-naiver Traumwelten entwachsen, weiß der mündig gewordene Mensch inzwischen, dass Wünschen alleine eben nicht hilft und die eigene Befindlichkeit mit der anderer konkurriert. Die Notwendigkeit des steten Aushandelns des gesellschaftlichen Konsenses gehört zu den Mühen, denen sich der Mündige immer neu stellen muss. Dazu gehört immer auch eine Vergewisserung der Begriffe. Menschen können sich nur dann verständigen, wenn sie eine gemeinsame kommunikative Grundlage haben und sie Begriffe in gleicher Weise verwenden. Nicht umsonst findet sich die Klärung relevanter Begriffe deshalb auch in Gesetzeswerken wieder.

Die gesellschaftlichen Debatten der Gegenwart zeigen, wie notwendig eine solche gemeinsame Verständigung ist. Wer die Kommentarspalten von sozialen Medien und Online-Artikeln liest, erkennt schnell, dass die märchenhaften Zeiten, in denen das Wünschen noch geholfen hat, wieder beschworen werden. Insbesondere die Debatte über die Einführung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare ist von einer solchen Haltung geprägt, die im „Gefällt mir“-/“Gefällt mir nicht“-Modus stattfindet. Diejenigen, denen die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare nicht gefällt, werden meist sofort als rückständig und intolerant gebrandmarkt. Dabei ist diese Debatte zu wichtig, als dass man sie auf diesem Niveau führen darf. Notwendig erscheint hier vor allem eine Klärung der verwendeten Begriffe und deren Bedeutung.

(Fortsetzung Seite 8)

BEITRAG

(Fortsetzung von Seite 7)

Tatsächlich ist eine erhebliche Unschärfe zu beobachten, was den Begriff „Ehe“ angeht. Der Volksmund hat sich längst entschieden: Ehe ist Privatsache und eine möglichst romantische noch dazu. Die romantische Sicht von Liebe steht über allem. Das entspricht sicher dem Befinden vieler Paare. Die Art und Weise wie heute vielfach Hochzeit gefeiert wird, ist dafür symptomatisch. Der schönste Tag im Leben ist eben wie im Märchen, wo Prinz und Prinzessin sich zum Schluss das Ja-Wort geben. Liebe kann nie wirklich Sünde sein.

Märchen enden mit der Hochzeit. Vom grauen Alltag keine Spur. Im wahren Leben aber bildet die Hochzeit einen öffentlichen Rechtsakt, mit dem ein Rechtsinstitut von gesellschaftlichem Interesse begründet wird, für dessen Basis Liebe zwar wünschenswert, aber nicht unbedingt notwendig ist. Wie wenig privat eine Ehe ist, zeigt sich allein schon daran, dass alle Religionen und Gesellschaften das Eingehen einer Ehe rechtlich regeln und damit der privaten Befindlich- und Beliebigkeit entziehen.

In diesem Zusammenhang fällt auf, dass Ehe auf Familie bezogen ist. Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland etwa stellt in Artikel 6 Ehe und Familie als Institution unter den besonderen Schutz des Staates. Ehe und Familie werden in einem Atemzug genannt. Sie gehören in sich zusammen. Ehe ist auf die Gründung von Familie ausgerichtet. Gerade deshalb ist sie von öffentlichem Interesse, weil die Familie das nach Ansicht des Verfassungsgebers ideale Umfeld für das Heranwachsen der Kinder ist. Die Privilegierung der Ehe leitet sich nicht von der Partnerschaft an sich ab, sondern von der gesellschaftlichen Notwendigkeit der biologischen Fortpflanzung.

Sicher kann kein Zweifel daran bestehen, dass gleichgeschlechtliche Paare gute und fürsorgliche Eltern sein können. Trotzdem: Kinder wachsen nicht auf Bäumen, sondern entstehen aus der intimen Begegnung von Frau und Mann. Dieser Aspekt spielt gerade auch für das Ehe- und Familienverständnis der katholischen Kirche eine besondere Rolle. Im Zusammenhang des biblischen Schöpfungsberichtes heißt es nicht nur, dass Gott den Menschen als Mann und Frau erschuf; Gott gibt dem Menschen als Mann und Frau auch einen schöpferischen Auftrag: „Gott segnete sie und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch.“ (Genesis 1,28)

Es ist dieser göttliche Schöpfungsauftrag, der der Ehe aus katholischer Sicht einen besonderen Wert verleiht. Die Ehe ist die Verbindung einer Frau und eines Mannes, die potentiell die Zeugung von Nachkommen einschließt. Die katholische Kirche betrachtet eine solche Verbindung gerade wegen ihres Bezuges zur Schöpfung als Sakrament, das mit einem eigenen Ritus begründet wird – anders als die evangelische Kirche, die im strengen Sinn keine eigene kirchliche Hochzeit kennt, sondern lediglich die Segnung einer Verbindung, die vor dem Standesamt geschlossen wurde. Von daher kann man in diesem Punkt das katholische Verständnis nicht einfach gegen ein evangelisches Verständnis ausspielen.

Die potentielle Zeugung von Nachkommen ist für das katholische Eheverständnis konstitutiv. Wo sie willentlich ausgeschlossen wird oder durch eine entsprechende physische Veranlagung unmöglich ist, kommt keine Ehe zustande. Das betrifft heterosexuelle Paare ebenso wie homosexuelle Paare, die eben aus sich heraus keine Kinder zeugen können. Das ist der Grund, warum aus Sicht der katholischen Kirche gleichgeschlechtliche Paare keine Ehe schließen können. Aus demselben Grund hat der Gesetzgeber unter der Führung der rot-grünen Bundesregierung im Jahr 2001 eben keine Ehe für gleichgeschlechtliche Paare ermöglicht, sondern mit dem Lebenspartnerschaftsgesetz ein der Ehe vergleichbares, aber doch mit Blick auf die faktische Bedeutung der Ehe für die Familiengründung eigenes Rechtsinstitut geschaffen. Die Ehe hat eine eigene gesellschaftliche Bedeutung und Funktion. Sie ist deshalb material von der Lebenspartnerschaft verschieden. Hier geht es nicht um Diskriminierung, sondern um eine unterschiedliche Bedeutung der jeweiligen Rechtsinstitute für die Gesellschaft, die auch unterschiedlich auszugestalten sind. Das eine ist nicht besser als das andere. Sie sind einfach anders.

Freilich wird auch auf staatlicher Ebene die Bedeutung der Ehe als Basis der Familie neu justiert. Die Ehe als Steuersparmodell kommt neu auf den Prüfstand, wenn über die Einführung eines Familiensplittings statt des bisherigen Ehegattensplittings nachgedacht wird. Auch hier steht – ob man von Ehe spricht oder nicht – vor allem die Privilegierung der Familie als Ort im Mittelpunkt, wo Kinder leben und aufwachsen.

Die Ehe hat offenkundig eine Bedeutungsverschiebung erfahren. Der Volksmund hat sie längst vollzogen. Die Hinordnung der Ehe auf die Familie ist nicht mehr zentral im Bewusstsein der Menschen. Die gelingende Paarbeziehung als solche steht immer mehr im Mittelpunkt. Tatsächlich hat eine auf Verlässlichkeit, Verbindlichkeit und Verantwortung gründende Partnerschaft, sei sie gleich- oder andersgeschlechtlich, einen Wert in sich. Dieser Wert von Partnerschaft an sich ist der katholischen Kirche nicht unbekannt, aber er stand bisher nicht im Mittelpunkt der Reflexion. In der katholischen Kirche ist freilich längst der Weg beschritten worden, den Wert von Partnerschaft näher zu beleuchten. „Freundschaft“ ist ein hoher Wert im Neuen Testament. Es ist eigentümlich, dass dieser Aspekt bisher viel zu wenig beachtet wurde – auch in der Liturgie. Aber es bleibt etwas anderes als Ehe, weil hier die Hinordnung auf die potentielle Zeugung von Nachkommenschaft eine grundlegende Bedingung ist.

Die gesellschaftliche Realität stellt Kirche und Gesellschaft auch weiterhin vor neue Herausforderungen. Während der Gesetzgeber durch Herstellung entsprechender Mehrheiten die gesetzlichen Grundlagen verhältnismäßig einfach anpassen kann, weiß sich die Kirche dem Wort Gottes verpflichtet. Das mag man mögen oder nicht. Doch es ist für die Kirche konstitutiv. Die Kirche hat freilich die Aufgabe, mit Blick auf die Realität der heutigen Gesellschaft das Wort Gottes neu zu befragen. Und das Wort Gottes zeigt Möglichkeiten auf. Es liegt ein neuer Weg vor der Kirche. Neue Wege machen immer Mühe; eine Mühe, die sich diejenigen, die vorschnell urteilen, leider nicht machen. ●

Informationen

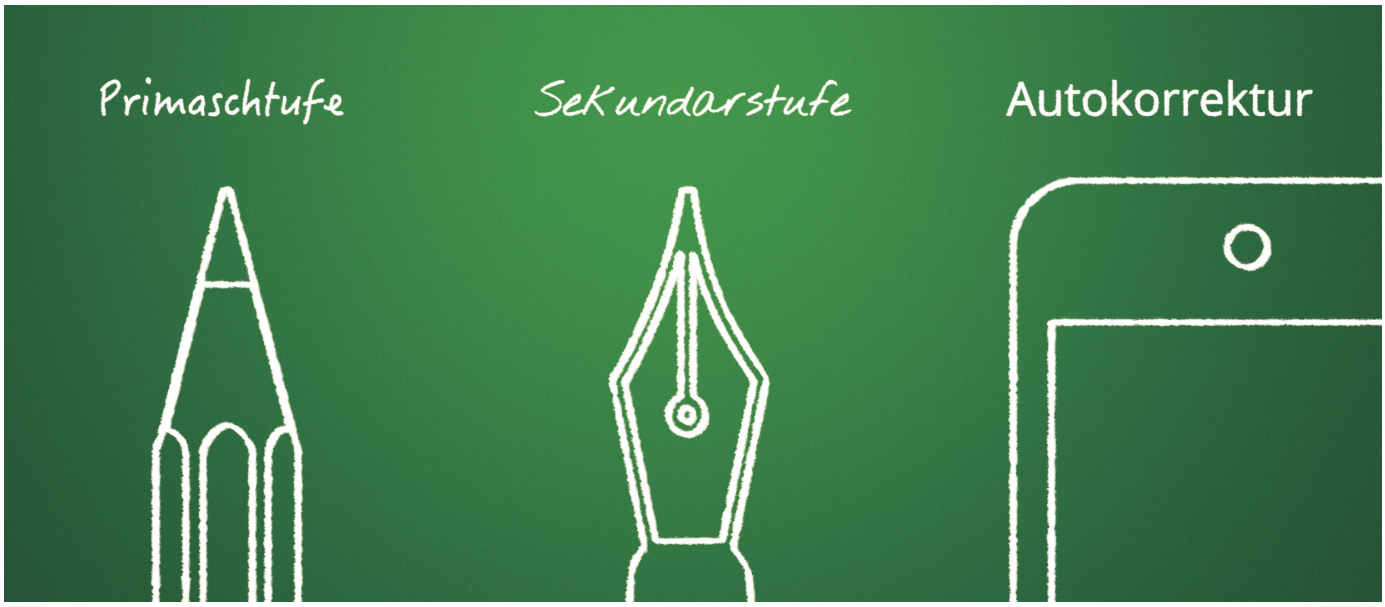
Der Autor dieses Beitrages hat im Webblog *www.dei-verbum.de* zwei Beiträge über die biblische Dimension von Ehe und Partnerschaft veröffentlicht:
Ehe bleibt anders - *http://www.dei-verbum.de/ehe-bleibt-anders/*
Freundschaft ist der Weg - *http://www.dei-verbum.de/freundschaft-ist-der-weg/*

Anzeige

DEBATTE

Phonetisches Schreiben

Eine Debatte zum Prinzip „Schreibe, wie du sprichst“



Mit Spaß zum Ernst des Lebens? Wer die Diskussion um die Methoden des Schreibenlernens verfolgt, kommt früher oder später nicht am Spaßargument vorbei. Kinder sollen Spaß am Schreiben haben, sagen die einen. Was aber soll das für ein Spaß sein, wenn das Geschriebene niemand lesen kann, fragen die anderen. Es ist wie bei so vielen Dingen: Am Schreibtisch der Wissenschaft wird ein Ideal entwickelt, das seine Tauglichkeit erst in der gelebten Wirklichkeit erweisen muss. logisch! stellt die Argumente beider Seiten vor.

Sofort lesen und schreiben können – der Traum jedes Kindes

TEXT **ANJA HORSTER,**
LEHRERIN AN EINER GRUNDSCHULE

„Endlich lesen und schreiben können“ – das ist der Wunsch jedes Erstklässlers.
Aber was kann so ein Kind eigentlich, wenn es in die Schule kommt? Das eine schreibt seit einigen Wochen seinen Namen, während das andere schon Buchstaben kennt und einzelne Wörter schreibt. Einige Kinder lesen vielleicht sogar schon ein wenig.
Knapp 30 Individuen sitzen dann in einem Klassenraum, jedes mit einem anderen Wissenstand; aber alle haben eins gemeinsam: sie sind motiviert.

Um Kindern einen schnellen Start zu ermöglichen, hat Jürgen Reichen das Konzept „Lesen durch Schreiben“ entwickelt. Hauptarbeitsmittel ist dabei eine sogenannte Anlauttabelle, in der neben jedem Buchstaben ein Bild mit gleichem Anfangsbuchstaben steht:„A wie Affe“, „M wie Maus“, „S wie Sonne“...
Und mit Hilfe dieser Tabelle kann tatsächlich jedes Kind individuell lesen und schreiben lernen. Dabei ist auch die innere Motivation der Schüler und Schülerinnen Antrieb, sich immer neue Worte anzueignen.
„Aber früher haben wir es doch auch gelernt“, rufen nun die Kritiker. Ja, das haben wir. Allerdings, indem wir wochenlang nur „mu, mo, ma, fu, fo, fa, lu, lo, la“ geschrieben haben. Erst deutlich später kamen bei dem Fibellehrgang Wörter dazu. Motivation? Null! Das Gefühl, ein starkes, kluges Grundschulkind zu sein? Nicht wirklich!
Die Rechtschreibung ist wahrscheinlich der meist diskutierte Aspekt in Reichens Konzept. Denn wer so schreibt wie er hört, der macht auch Fehler. Aber ist das ein Problem? Ist es nicht vielmehr wichtig, sich der Sprache und ihrem Aufbau im Laufe der Zeit bewusst zu werden, um die Rechtschreibregeln auch tatsächlich zu verstehen, anstatt sie nur auswendig zu lernen?
Es bedarf sicherlich einer überlegten Hinführung zu korrekter Rechtschreibung, bei der anfangs so wenig wie möglich, und im Laufe der Zeit immer mehr auf die richtige Schreibweise geachtet wird. Aus meiner Sicht ist eine intensive Arbeit mit der Anlauttabelle genauso wichtig wie der gezielte Einsatz geeigneter Schreibanlässe. Denn ein Kind, das sofort alle Buchstaben kennen lernt, erschließt sich bemerkenswert schnell auch Wörter aus der Umgebung. Und plötzlich liest das Kind die Werbung auf Plakaten, die Zeitungsüberschriften, schreibt schon nach wenigen Wochen kleine Briefchen und erzählt jedem stolz, dass es jetzt schon lesen und schreiben kann.
Schwieriger ist es bei Kindern mit einer Legasthenie oder mit sprachlichen Defiziten. Allerdings denke ich, dass jedes Konzept – so gut es für die meisten Kinder ist – eben auch seine Grenzen hat. Dann gilt es als Lehrerin eine sinnvolle individuelle Lösung zu finden, um auch diesen Kindern eine motivierende Form des Schriftspracherwerbs zu ermöglichen.
Denn eines ist wohl unumstritten: Rechtschreibung kann man lernen, aber ein gutes Selbstbewusstsein und innere Motivation sind die Grundlage jeden Lernens. •

DEBATTE/ARTIKEL

„Di Schulä wa mal wieda richtik schwea hoite“

TEXT **SEBASTIAN A. SCHULZ**

Es ist eine wahre Freude, wenn Kinder im ersten Schuljahr den Bezug zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort herstellen. Die ersten Schreibversuche sind natürlich noch keine rechtschreiblichen Meisterwerke. Jedoch zeigen sie den Eintritt in eine Laufbahn des jahrelangen Umgangs mit der eigenen Sprache sowie mindestens ein bis zwei fremden Sprachen.

Bald trifft man jedoch auf Kinder aus der zweiten und dritten Klasse, die kaum in der Lage sind, einen kurz zuvor gehörten Satz in ein später vorausgesetztes Maß an ordentlicher Rechtschreibung umzusetzen.

„Di Schulä wa mal wieda richtik schwea hoite“. Der erste Blick schweift noch über dieses Meisterwerk des interessanten und flexiblen Umgangs mit der eigenen Sprache. Bei einem zweiten Blick auf den verfassten Wortlaut und den noch jungen Verfasser oder die junge Verfasserin ist ein Stirnrunzeln nicht mehr zu vermeiden.

Was hier beschrieben wird, ist keineswegs ein Beispiel eines selektiven Einzelfalls, sondern vielmehr eine Vorgabe im Unterricht der ersten Grundschuljahre. Die „phonetische Schreibung“ oder das Prinzip „Schreibe, wie du sprichst“ sind pädagogische Auswüchse, welche in fachdidaktischen Hinweisen des Ministeriums für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen nachzulesen sind. Im Grunde sollen die Schüler das gehörte Wort nach einem Raster gelernter Buchstaben und Klänge zuordnen und sie dann zu Papier bringen. Die Ergebnisse sind Sammlungen von Sätzen, die mit einer Rechtschreibung wenig gemein haben, die im künftigen Schulweg vorausgesetzt wird. Und schließlich folgt die Krönung: der Wendepunkt. Spätestens in der dritten Klasse sollen dann Lehrer ihren Schülern diese Art der verbalen Umsetzung wieder „austreiben“.

Legt man den unter Umständen sozial ausgelegten Ansatz einer vereinfachten Sprachausbildung zu Grunde – vor allem bei zweisprachig aufgewachsenen Kindern – kann man den jeweiligen Pädagogen zumindest einen Sinn für Gleichberechtigung zusprechen. Die erfolgreiche Korrektur fehlender Rechtschreibung ist jedoch von der erfolgreichen Umsetzung durch die Lehrer abhängig. Inzwischen setzt das Bildungsministerium wieder auf eine „Relativierung der Strategie ‚Schreibe wie du sprichst‘“. Die Jahrgänge vor diesem moderaten Kurswechsel müssen sich jedoch als Teil eines fehlerhaften pädagogischen Experiments sehen. Aus meinen Beobachtungen im persönlichen Umfeld und aus Gesprächen mit Lehrern kann ich schließen, dass es anfangs bei einer Fremdsprache nicht einfach ist, fremde Schreibweisen zu verstehen, wenn die eigene nicht gefestigt ist.

Ein Fazit könnte sein, dass pädagogische Experimente nötig sind, um Reformen im Schulwesen zu erwirken. Andererseits zeigen entstandene Kollateralschäden, dass die Allianz aus forschenden Pädagogen und Politik nicht immer mit den praktizierenden Pädagogen übereinstimmt. Doch um fair zu bleiben: Wär one Sündä ist, wärfe den ersten Stain. •

Ein Ton, der zu den Menschen spricht

Über Sirenen, Schofar und Glockengeläut in Israel

Das Blasen der Schofar soll die Gläubigen daran erinnern, dass es Zeit ist Buße zu tun und Schuld zu vergeben.

TEXT **TILL MAGNUS STEINER**
FOTO **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Das Heulen der Sirene ist jedesmal markerschütternd. Man kann sich dem Ton nicht entziehen, man muss sich ihm stellen. Es ist ein langer, anhaltender Ton, der sich vor einem aufbaut wie eine Wand. Ein Ton, den man nicht nicht-hören kann. In Israel erklingt sowohl am Jom HaZikaron, dem Gedenktag an die gefallenen israelischen Soldaten und die Opfer des Terrorismus, sowie am Jom HaSho’a, dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocausts, eine Sirene, die zur Erinnerung, zum Schweigen und zum Ehrerweis anhält. Das erste Mal, als ich das Heulen der Sirene gehört habe, war kurz nachdem ich angefangen hatte zur Sprachschule in Jerusalem zu gehen. Es war Jom HaSho’a und ich saß zwischen jüdischen Einwanderern und muslimischen sowie christlichen Palästinensern, während die Lehrerin uns Verbformen erklärte. Kurz vor 10 Uhr unterbrach sie den Unterricht: „Gleich erklingt die Sirene, wer der Opfer gedenken möchte, kann jetzt mit mir raus auf den Hof gehen. Die Anderen können hier im Klassenraum bleiben.“ Die jüdischen Einwanderer folgten der Lehrerin auf den Hof, der Großteil der Palästinenser blieb sitzen. Ich war unschlüssig, was ich machen sollte und ging auf den Flur. Ich guckte aus dem fünften Stock ’runter auf die Straßen als die Sirene heulte. Die Menschen blieben wie angewurzelt stehen, kein Auto fuhr. Ein ohrenbetäubender Lärm und zugleich völlige Stille. Ich stand da, bewegte mich nicht, schwieg und dachte darüber nach, was die Erinnerung an die Shoa für Juden in Israel bedeutet. Im Augenwinkel sah ich einige Palästinenser, die an den Tischen saßen und still warteten. Seit diesem Tag fasziniert mich das Heulen der Sirenen in Israel an Gedenktagen: Lärm, der zum Schweigen auffordert – eine Aufforderung, der man nicht entgehen kann und der man sich stellen muss.

Die Sirene als Signal zum Gedenken ist eine Tradition, die Israel aus der britischen Mandatszeit übernommen hat. Zugleich ist das

(Fortsetzung Seite 11)

ARTIKEL/BEITRAG

(Fortsetzung von Seite 10)

Tönen zum Gedenken auch in der jüdischen Tradition verwurzelt. Im jüdischen Monat Elul, der dieses Jahr vom 16. August bis zum 13. September dauert, wird jeden Morgen außer am Schabbat nach dem Morgengebet der Schofar geblasen. Es ist der letzte Monat des jüdischen Kalenders und er ist vor allem der Buße und Vergebung gewidmet. Dazu gehört das tägliche Rezitieren besonderer Slichot, Bußgebete, vor dem Sonnenaufgang; sowie das Blasen eines Widderhorns, der Schofar, nach dem Morgengebet. Die Rabbinen begründen diesen Brauch des Schofarblasens mit einer Bibelstelle – in Amos 3,6 heißt es: „Bläst in der Stadt jemand in den Schofar, ohne dass das Volk erschrickt? Geschieht ein Unglück in einer Stadt, ohne dass der Herr es bewirkt hat?“ Das Blasen der Schofar soll die Gläubigen daran erinnern, dass es Zeit ist Buße zu tun und Schuld zu vergeben.

Generell ist der Schofar in der Bibel ein Signalinstrument. Es wird im Alten Testament verwendet, um das Heer zum Krieg zu versammeln (z.B. Richter 6,34) oder einen Krieg zu beenden (z.B. 2 Samuel 2,28). Ein neuer König wird mit dem Ton der Schofar proklamiert (z.B. 2 Samuel 15,10) und die Erscheinung Gottes auf dem Sinai wird von Hornschall begleitet (z.B. Exodus 19,16.19). Auch im Kult des Alten Testaments ist die Schofar von Bedeutung. Der Anfang des Jobeljahres wird mit „Lärm der Schofar“ markiert (Levitkus 25,9) und in Psalm 81,4 heißt es: „Stoßt in den Schofar am Neumond und zum Vollmond, am Tag unsres Festes!“ Der Prophet Joel verkündet ein großes Fasten und fordert auf: „Auf dem Zion stoßt in den Schofar, ordnet ein heiliges Fasten an, ruft einen Gottesdienst aus!“ (Joel 2,15) Sei es Krieg oder Frieden, Trauer oder Freude, in der Bibel gibt es ein Instrument, den Schofar, dessen Ton verkündet und zugleich den Menschen auffordert, zu reagieren.

Das Schofarblasen, das ich morgens im Monat Elul höre, klingt auch in meinen Ohren und fordert mich auf, Buße zu tun und Schuld zu vergeben. Es ist nicht so laut, wie die Sirene am Jom HaSho’a oder am Jom HaZikaron, aber es ist ein Ton, der sich immer wieder vor mir aufbaut, in meinen Ohren laut wird und mich auffordert. Letztlich beinhaltet dieser eine Ton eine ganze Predigt. Er sagt mir etwas. Er spricht mich an.

Seitdem ich in Israel lebe, bemerke ich, wie ein simpler Ton mich verändert. Wenn am Freitagabend der Schabbat beginnt, wird dies in Jerusalem durch den Ton einer unaufdringlichen Schabbatsirene kundgetan. Jetzt ist Ruhetag: Schabbat Schalom. Der Ton strukturiert die Woche und er transportiert ein Gefühl. Und manchmal, wenn der Wind günstig steht und es ruhig ist, kann ich von meinem Arbeitszimmer auch das Glockengeläut eines Klosters aus der Nachbarschaft hören. Dann halte ich inne, vertiefe mich in das Glockengeläut. Manchmal lese ich dabei Psalm 150. In Deutschland habe ich das Glockengeläut im Alltag fast nie wahrgenommen: Es gehörte einfach zu den Hintergrundgeräuschen des Lebens. •

Till Magnus Steiner ist katholischer Theologe. Sein Forschungsschwerpunkt liegt in der Exegese des Alten Testamentes. Er lebt und arbeitet zur Zeit in Jerusalem.

Es keimen die Sprösslinge im Nachbarschafts-Garten

Ein Stadtgarten für den Ostersbaum

TEXT UND BILD **JENNIFER ABELS**

Seit mehr als zwei Jahren bewirtschaftet der Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Wuppertal (SkF) am Ostersbaum einen kleinen Stadtgarten. Das Projekt Nachbarschaft ist eines von mehreren erfolgreichen Urban Gardening-Projekten in Wuppertal – aus denen nicht nur ökologischer sondern auch sozialer Nutzen gezogen wird.

Ein *Wandelgarten* im Luisenviertel, der *Utopiastadtgarten, essbarer Arrenberg* – das sind neben vielen kleinen die bekannteren Projekte, mit denen Wuppertaler seit einiger Zeit Erde, frisches Obst und Gemüse in ihre grauen Wohnblocks holen. Die Gründe für den Erfolg von Urban Gardening in deutschen Großstädten sind vielfältig. Die Einen wollen eigennützig günstig Bio ernten, die Anderen stellen das Thema Bildung und die Verständigung über kulturelle Grenzen hinweg in den Vordergrund. „Kinder sind sehr wissbegierig und interessiert daran, wie Lebensmittel wachsen, dafür ist der Stadtgarten ein gutes Lernfeld“, erzählt Susanne Paulat vom Projekt *Nachbarschaft* des SkF e.V. Wuppertal.

Das Projekt *Nachbarschaft* wurde vor mehr als zehn Jahren vom SkF und der Eisenbahn Bauverein Elberfeld eG (ebv) gegründet – erst in der Köttershöhe in Barmen, dann in der Elsasser Straße in Elberfeld. Gemeinsam fördern die Träger mit Gewaltpräventionsprojekten, Konfliktmanagement und sozialer Beratung den friedlichen und sozialen Umgang der multikulturellen Mietergemeinschaften. Der Stadtgarten, den Susanne Paulat vor zweieinhalb Jahren mit Mietern und Unterstützung der ebv in der Elsasser Straße angelegt hat, ergänzt das Angebot. Hier lernen Kinder und Erwachsene nicht nur ökologischen Anbau und gesundheitsbewusste Ernährung, der Garten bringt die Menschen vor allem zusammen. „Wir setzen gemeinsam Gemüsepflänzchen, säen Kräutersamen, gießen, harken und ernten. Und dann“, erklärt Susanne Paulat lachend, „trifft Stadtgarten Kochgruppe.“ Mit Förderung der

(Fortsetzung Seite 12)

Projektleiterin Susanne Paulat (mitte) und Gartenpatin Liane Urbschat (mitte links) mit ihren fleißigen Helfern Saranda, Huda, Nabil und Yassin (vlnr).

(Fortsetzung von Seite 11)

Katholischen Familienbildungsstätte werden in verschiedenen Kochgruppen die frischen Kräuter und Gemüse unter fachlicher Anleitung vor Ort zu schmackhaften Gerichten verarbeitet. Anschließend wird zusammen gegessen – mehr Integration und Zusammenführung geht nicht.
Beim Urban Gardening geht es darum, Bürgerinnen und Bürger an der Stadtteilentwicklung zu beteiligen; öffentlichen, ungenutzten Raum gemeinschaftlich kreativ umzugestalten; Gartenwissen weiterzugeben; gesunde Lebensmittel anzubauen und so zu einem bewussten Umgang mit Tieren, Pflanzen und Nachbarn anzuregen. „Das funktioniert auch bei uns“, erklärt Susanne Paulat, „unsere Stadtgarten-Treffen und Aktionstage sind immer gut besucht. Besonders Kinder sind begeistert, zu sehen, wie Selbstgepflanztes zu Essbarem herangezogen werden kann.“
Für das Projekt haben Susanne Paulat und die Mietergemeinschaft eine ungenutzte Brachfläche zu einem Garten umgestaltet. Es gibt ein Hochbeet für Erwachsene, eines für Kinder, einen Komposter und jede Menge Gartengeräte. Eine Fachfrau berät die Hobbygärtner über erfolgreiche Pflege, Schnitt und Ernte. Zwei Mieterinnen haben ehrenamtlich die Patenschaft für den Stadtgarten übernommen. Damit alle Mieter die Möglichkeit haben, den Garten zu nutzen, ist der *offene Garten* immer donnerstags zwischen 16:30 und 17:30 Uhr für gemeinsames Gärtnern geöffnet. •

Jennifer Abels arbeitet für den Sozialdienst katholischer Frauen in Wuppertal (SkF e.V.).

Informationen & Kontakt

SkF e.V. Wuppertal
Projekt Nachbarschaft Briefstraße/Elsasser Straße
Ansprechpartnerin: Susanne Paulat
Elsasser Str. 16a, 42107 Wuppertal
Telefon: 0202 448402
E-Mail: susanne.paulat@skf-wuppertal.de

www.skf-wuppertal.de

BEITRAG/ARTIKEL

„Wenn unsere Kinder hier glücklich sind, dann sind wir glücklich“

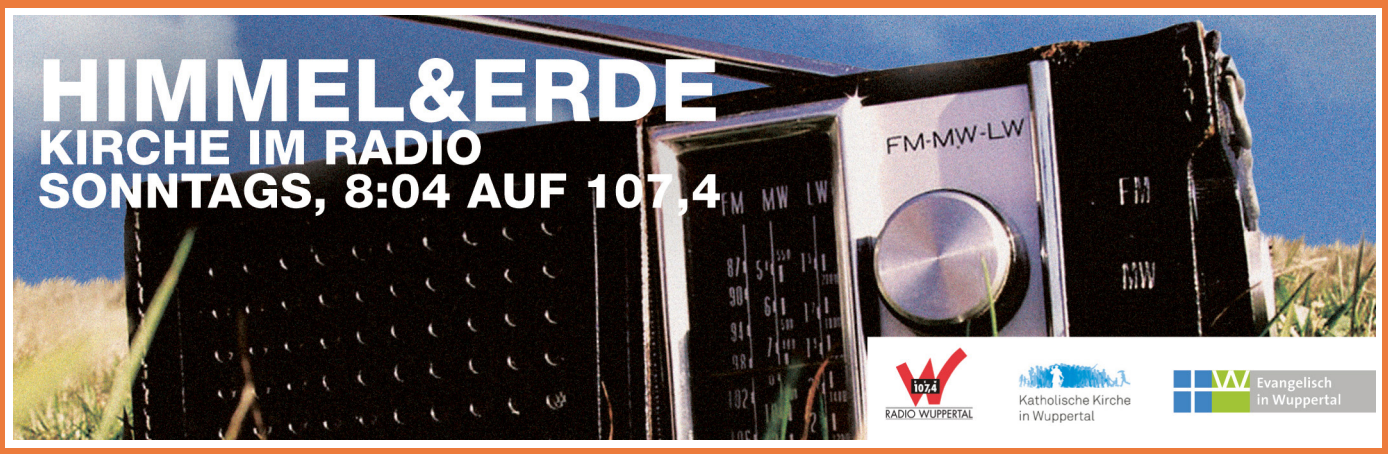
Seit 2006 engagiert sich die Wuppertaler Togo-Initiative für die Integration von Erwachsenen und Kindern. Ihr Schwerpunkt ist die Bildungsarbeit.

TEXT **SEBASTIAN A. SCHULZ**

Wie muss sich diese neue, fremde Welt wohl angefühlt haben, nachdem die beiden ihr Leben in Afrika aufgegeben und in Wuppertal ein neues begonnen hatten?

Schon lange vor den aktuellen Diskussionen zur Flüchtlingslage in Deutschland kamen Ali Tchassanti und Rashid Abdoulaye in den 1990er Jahren aus Togo nach Wuppertal. Ihr Wunsch war eine neue Lebensperspektive, wenn schon nicht für sie selbst, dann wenigstens für die eigenen Kinder. Aber: so wie heute fehlte es auch damals an nachhaltigen Integrationskonzepten.
„Wir sind hierher gekommen, und ehrlich gesagt – keiner hat uns geholfen“, so beschreibt Rashid Abdoulaye seine Anfangszeit in der neuen Wahlheimat. Heute ist er stellvertretender Vorsitzender der Wuppertaler Togo-Initiative, die einzelne Stimmen der bis zu 300 Familien aus Togo in der Stadt zu einer vereint. Die Vereinzelung sei bei der Ankunft ein großes Problem gewesen, sagt auch Ali Tchassanti, Vorsitzender der Initiative. „Die Idee war: nur gemeinsam werden wir stark! Alleine gehend wird man uns nicht helfen“, erinnert er sich. Integration gelingt ohne Beratung und Hilfe nicht, und so nahmen Abdoulaye und Tchassanti es in die eigenen Hände. Sie wollten Neuankömmlingen aus Togo und anderen afrikanischen Ländern zumindest eine Anfangsberatung anbieten. Mit der Gründung der Togo-Initiative im Jahr 2006 war jedoch noch ein größerer Wunsch verbunden. Weil viele Togoer in der Vergangenheit wenige Bildungsmöglichkeiten gehabt hätten, sieht Ali Tchassanti heute die Verpflichtung, Kindern mit Migrationshintergrund „mehr Chancen zu geben“.
In Kooperation mit der Caritas und dem katholischen Bildungswerk in Wuppertal geht die Togo-Initiative grundlegende Schwierigkeiten bei der Integration von Kindern an. Dabei gilt: sprachliche Barrieren überwinden und Bildungslücken füllen. Auch Computerkurse in den Räumen der Caritas sind nun fester Bestandteil dieser Bildungsarbeit.
Was für deutsche Muttersprachler selbstverständlich ist, ist für viele Migranten ein Hinderungsgrund, eine berufliche Ausbildung zu beginnen: Denn wie soll Integration gelingen, wenn schon das Verfassen einer Bewerbung kaum möglich ist. Die Togo-Initiative versucht den Befürchtungen entgegen zu wirken, dass die eigenen Kinder in der neuen Heimat keine Zukunft haben – mit Erfolg. Dank ihrer Förderung konnten viele Kinder einen Schulabschluss machen.
Mittlerweile fördert auch das „Ressort Zuwanderung und Integration“ der Stadt Wuppertal das Projekt. Die Initiative sieht sich selbst als Vorzeigeprojekt für Integration in Nordrhein-Westfalen. Die schwierigen Erfahrungen der beiden Vorsitzenden aus ihrer Anfangszeit in Deutschland sind dem Dank für viele offene Ohren in Wuppertal gewichen. Rashid Abdoulaye bringt es schließlich auf den Punkt: „Wenn wir sehen, dass unsere Kinder und die Togoer hier glücklich sind mit Bildung, dann sind wir glücklich.“ •

Anzeige



INTERVIEW

Tod oder lebendig – oder verschwunden

Ein Gespräch mit der katholischen Menschenrechtlerin Blanca Martínez aus Mexiko

Die Menschenrechtlerin Blanca Martínez fordert von der mexikanischen Regierung, die Angehörigen von Verschwundenen mehr einzubeziehen.

INTERVIEW **KATHRIN ZEISKE** UND **ØLE SCHMIDT**
BILD **ØLE SCHMIDT**

In Mexiko „verschwinden" jeden Tag 13 Menschen spurlos – seit Beginn des sogenannten Drogenkrieges im Jahr 2006 sind das mindestens 26.000. Das mexikanische Parlament hat nun auf Druck der UNO ein Gesetz gegen „Gewaltsames Verschwindenlassen" verabschiedet. Menschenrechtler wie Blanca Martínez fordern, bei der konkreten Ausarbeitung des Gesetzes die Angehörigen von Verschwundenen einzubeziehen. Ein Gespräch mit der 55Jährigen Leiterin des Menschenrechtszentrums von Saltillo, das von Bischof Raúl Vera im nördlichen Bundesstaat Coahuila gegründet worden war.

REDAKTION *Frau Martínez, um eines gleich vorweg zu sagen: In Deutschland wird zwar wahrgenommen, dass seit einigen Jahren in Mexiko tausende Menschen vermisst werden, doch wirklich verstehen kann das kaum jemand. Wer wird bei Ihnen im Norden Mexikos entführt?*

MARTÍNEZ Nun, es kann jeden treffen, der zur falschen Zeit am falschen Ort ist. Entführt werden Menschen, die ihren Aufenthaltsort wechseln. Wenn ganze Gruppen „verschwinden", verbindet die Menschen oft nur, dass sie gemeinsam im Morgengrauen auf der Landstraße unterwegs waren. Auf dem Weg zur Arbeit oder zum Studium, auf dem Weg zum Markt in der nächsten Stadt.

REDAKTION *Wer entführt all diese Menschen? Dafür braucht es doch eine Infrastruktur und Erfahrung, die Kleinkriminelle nicht haben dürften.*

MARTÍNEZ Vor allem Mitglieder von Drogenkartellen sind für die Entführungen verantwortlich, meist werden sie dabei von Beamten der Bundespolizei unterstützt. Vereinzelt kommen die Täter aus lokalen Polizeieinheiten oder dem Militär.

REDAKTION *Warum entführen Angehörige staatlicher Sicherheitsorgane Menschen, anstatt sie davor zu beschützen?*

MARTÍNEZ Es geht um persönliche Bereicherung, um Korruption. In Mexiko sind Gesellschaft und Staat vom Drogenhandel zersetzt. In den Siebziger- und Achtzigerjahren waren es meist Paramilitärs, die Oppositionelle und Aktivisten aus sozialen Bewegungen verschleppten und staatlichen Institutionen übergaben, die sie dann verschwinden oder umbringen ließen. Heute, im Kontext der Gewalt des sogenannten Drogenkrieges, erleben wir ein umgekehrtes Vorgehen. Die Polizei nimmt Menschen fest und liefert sie dem Organisierten Verbrechen aus, wie im Fall der 43 Studenten aus Ayotzinapa. Der Staat trägt für diesen Terror Verantwortung. Zum einen, weil Beamte direkt beteiligt sind, zum anderen, weil die Aufklärung dieser Verbrechen verweigert wird, sie vertuscht werden.

(Fortsetzung Seite 14)

INTERVIEW

(Fortsetzung von Seite 13)

REDAKTION *Geht es wirklich nur um Geld, wenn jedes Jahr tausende Menschen in Mexiko entführt werden und nie wieder auftauchen?*

MARTÍNEZ Ja. Wir beobachten, dass Verschleppungen, aber auch Vertreibungen, Erpressungen und Hinrichtungen von Gruppen der Organisierten Kriminalität bewusst eingesetzt werden, um Kontrolle über neue Gebiete zu erlangen. Sie etablieren ihre Macht, indem sie die Zivilbevölkerung mit Terror lähmen, um sie leichter zu kontrollieren, auch emotional. Und die Kontrolle über diese Territorien wollen diese Gruppen, um möglichst schnell viel Geld machen zu können.

REDAKTION *Das hört sich wie ein Krieg gegen Teile der Bevölkerung an. Warum schaffen es die Angehörigen der Entführten nicht, die mexikanische Gesellschaft wachzurütteln?*

MARTÍNEZ Mit dem Ausbruch der massiven Gewalt in dem, sogenannten Drogenkrieg, den die konservative Regierung Calderon entfesselt hat, begann die Stigmatisierung der Opfer in den Medien. Tenor ist auch heute noch: wer verschwindet oder umgebracht wird, der muss in den Drogenhandel verstrickt sein. Die Menschen werden auf zweierlei Weise zum Schweigen gebracht. Wenn jemand aus ihrer Familie entführt wird, stellen die Angehörigen aus Angst vor Racheakten meist keine Anzeige. Gleichzeitig werden sie gesellschaftlich ausgegrenzt. Es ist eine Tragödie, was derzeit in Mexiko geschieht.

REDAKTION *Viele der Entführungsopfer tauchen nie wieder auf. Wie groß ist die Gefahr, dass Menschen, die „verschwinden“ auch umgebracht werden?*

MARTÍNEZ Wenn kein Lösegeld von den Angehörigen gefordert wird, ist ziemlich sicher, dass die „Verschwundenen“ umgebracht werden. Wenn Angehörige bei der Polizei eine Vermisstenanzeige aufgeben wollen, kriegen sie zu hören, dass dies erst nach 72 Stunden möglich ist. Das aber ist genau der Zeitraum, in dem die Chance besteht, vermisste Personen zu finden, weil ihre Spuren noch nicht verwischt sind. Da der mexikanische Staat keine Verantwortung übernimmt, beginnen die Familien selbst, ihre Angehörigen zu suchen. Sie hängen Plakate mit Fotos der Verschwundenen und ihrer Telefonnummer auf.

REDAKTION *Was haben die Angehörigen von „Verschwundenen“ bislang erreicht?*

MARTÍNEZ Sehr viel. Sie haben sich selbst ermächtigt, indem sie ihren Schmerz und ihre Verzweiflung in Handlungen gewandelt haben. Nach Verhandlungen mit der Regierung gibt es mittlerweile eine Staatsanwaltschaft für „nicht lokalisierte Personen“. Und im Mai 2014 hat die Landesregierung von Coahuila ein Gesetz über die „Abwesenheit infolge von Verschwindenlassen“ verabschiedet. Auf Druck der Vereinten Nationen ist nun ein solches Gesetz auch von der Bundesregierung verabschiedet worden. Denn in Mexiko gibt es einen solchen juristischen Tatbestand nicht, deswegen kann er auch nicht angezeigt werden, obwohl Abertausende Menschen betroffen sind.

REDAKTION *Das müssten Sie uns bitte genauer erklären.*

MARTÍNEZ In Mexiko gibt es bislang ohne Leiche kein Verbrechen, was angezeigt und gesühnt werden kann. Angehörige bleiben aber nicht nur mit ihrem Schmerz zurück, wenn etwa das Oberhaupt einer Familie „verschwindet“, sondern auch mit vielen alltäglichen Problemen. Wer drei Tage unentschuldigt fehlt, verliert seine Arbeit und damit verbundene soziale Sicherungen, die unter Umständen für die ganze Familie gelten. Kinder werden geboren und können nicht registriert werden, weil der Vater „verschwunden“ ist. Familien bleiben mit Schulden bei Geschäften oder Hypotheken auf ihr Haus zurück, weil das Haupteinkommen weggebrochen ist. Einen Status „verschwunden“ gab es bislang aber nicht, es existiert nur „tot oder lebendig“. Doch eine Familie dazu zu zwingen, ihren Angehörigen für tot erklären zu lassen, um dem Schuldenberg zu entkommen, kann für diese sehr grausam sein. •

Der Journalist Øle Schmidt lebt und arbeitet in Lateinamerika und Deutschland.

Anzeige

DEI VERBUM

www.dei-verbum.de

ARTIKEL/IMPRESSUM

Shalom, Berlin!

Zum ersten Mal in Deutschland, die European Maccabi Games in Berlin

TEXT UND BILD **DANIELA ULLRICH**

Die European Maccabi Games fanden in diesem Jahr erstmals in Deutschland statt. Eröffnet wurden die Sportwettkämpfe, an denen mehr als 2300 jüdische Sportler aus 36 Nationen teilnahmen, von Bundespräsident Joachim Gauck. Als Patin der Schwimmwettkämpfe war die Wuppertalerin Sarah Poewe in Berlin.

Die Öffentlichkeit hatte es bei den Olympischen Spielen vor elf Jahren in Athen zunächst gar nicht wahrgenommen, als sich Brustschwimmerin Sarah Poewe in die Geschichtsbücher eintrug. Die für die SG Bayer Wuppertal/Dormagen/Uerdingen startende Poewe hatte mit der Lagenstaffel Bronze für Deutschland geholt – die erste olympische Medaille nach 1936 für eine jüdische Deutsche. „Auch ich war mir in dem Moment dessen gar nicht bewusst“, sagte Poewe im Juli am Rande der European Maccabi Games 2015 in Berlin. „Als ich nach den Spielen in Interviews darauf angesprochen wurde, und es realisierte, war das natürlich das i-Tüpfelchen auf meine sportliche Leistung obendrauf. Dass diese Medaille mit der eigenen Herkunft identifiziert wird, macht sie natürlich zu etwas ganz Besonderem“. Seit 1932 messen sich bei den European Maccabi Games alle vier Jahre jüdische Sportler und Sportlerinnen. Es ist ein Zusatzturnier zur ebenfalls im Vierjahresturnus ausgetragenen Makkabiade in Israel.

Die European Maccabi Games sind Europas größte jüdische Sportveranstaltung. Nun wurden sie erstmals in Deutschland ausgetragen. In Berlin. Dort, wo Gretel Bergmann 1936 olympisches Gold gewinnen wollte. Doch die Nazis ließen sie nicht im Olympiastadion starten. Gretel Bergmann ist heute 101 Jahre alt, sie hat den Holocaust überlebt. Die Shoa ist für die mehr als 2300 Athleten aus aller Welt ein gemeinsamer Nenner. „Jeder, auch ich, hat in seiner Familie Verwandte, die im Holocaust ermordet worden sind“, erklärt Poewe.

Aber: „Sport und Religion sind zwei verschiedene Themen“, schränkt die Schwimmerin ein. „Als ich aktive Sportlerin war, war meine Religion für mich immer etwas Privates. Durch meine Rolle als Botschafterin der Schwimmwettbewerbe bei den Maccabi Games, ist das jetzt natürlich ein bisschen mehr in den Vordergrund getreten“, sagt Poewe, die seit 2011 im Wuppertal lebt und dort nach dem Ende ihrer aktiven Karriere 2012 als Schwimmcoach arbeitet. Sie selbst sei „ganz normal“ zweigläubig aufgewachsen, erzählt die 32-Jährige. Der Vater Protestant, die Mutter Jüdin. Da wurde Weihnachten gefeiert, aber auch die jüdischen Feiertage, wie Yom Kippur oder Rosch ha-Schana, wurden in der Familie begangen. Die Spiele in Berlin nutze sie nun auch, um noch mehr über ihre eigene Herkunft zu erfahren. „Ich lerne viel über mich selbst, und hier bei den Maccabi Games haben wir als Gemeinschaft nicht nur den Sport gemeinsam, sondern auch den Glauben.“

Tischtennisspieler Alexander Iskin war als aktiver Sportler bei den European Maccabi Games dabei. Der heute 25-Jährige spielte früher in der Schüler-Nationalmannschaft. Als er noch in Goslar lebte. Dann gab er den Sport zugunsten seines Berufs auf. Denn nach einer Ausstellung in seiner Heimatstadt Goslar entdeckte ihn Jonathan Meese, das Enfant terrible der deutschen Kunstszene. Seit seinem Abitur lebt Iskin nun als bildender Künstler in Berlin. Auch wenn der Sport nicht mehr die Hauptrolle in seinem Leben spielt – an den jüdischen Europameisterschaften in seiner Wahlheimat wollte er unbedingt teilnehmen. „Ich habe lange nachgedacht“, erzählte er der Jüdischen Allgemeinen vor den Spielen, „die Makkabiade hat zionistische Ursprünge, das sehe ich kritisch.“ Der Makkabi-Sportverband war Anfang des 20. Jahrhunderts eine Antwort auf den wachsenden Antisemitismus. Doch trotz seiner Bedenken hat Iskin mitgespielt. Es sei ihm wichtig gewesen, das Judentum in Deutschland, in Berlin, sichtbar zu machen. Das ist gelungen.

Die Wettbewerbe konnten kostenlos besucht werden. Die Sicherheitsvorkehrungen waren zwar hoch, aber die Stimmung war dennoch gelöst. Voller Stolz erhoben sich bei den Siegerehrungen so auch die Sportler und Sportlerinnen aller 36 teilnehmenden Nationen zur israelischen Nationalhymne, wenn ein Athlet oder ein Team aus Israel Gold errungen hatte. Neben europäischen und israelischen Teilnehmern waren an den Spielen auch Athleten aus den USA, Kanada, Südafrika und Argentinien beteiligt. Eine Woche kämpften sie in 19 Sportarten um Gold, Silber und Bronze. Mit 144 Erfolgen ist die deutsche Mannschaft laut Medaillenspiegel Spitzenreiter der Wettkämpfe, gefolgt von der US-Delegation mit 103 Medaillen. Auf dem dritten Platz rangieren die Sportler aus Großbritannien, die 75 Medaillen mit nach Hause nehmen. •

IMPRESSUM
Herausgeber: Katholische Citykirche Wupperal, Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal;
www.logisch-zeitung.de
Tel.: 0202-42969674
E-Mail:
presse@katholische-citykirche-wuppertal.de
Mitarbeit: Jennifer Abels, Gabriele Koch, Katharina Nowak , Sebastian Schulz, Till Magnus Steiner, Daniela Ullrich
Konzept und Redaktion: Dr. Werner Kleine (V.i.S.d.P.), Eduard Urssu, Øle Schmidt
Gestaltung: Christoph Schönbach
Druck: diedruckerei.de
Auflage 3.000

Anzeige

AKTUELLES

Was Wann Wo

Tiersegnung
Die Segnung von Tieren macht uns auf unsere besondere Verpflichtung für die Schöpfung aufmerksam. Die diesjährige Tiersegnung beginnt am **4. Oktober** um 17.00 Uhr auf dem Laurentiusplatz in Wuppertal-Elberfeld.

Allerheiligenvigil
Auch in diesem Jahr findet wieder eine Vigil- und Lichterfeier am Vorabend des Allerheiligenfestes statt, also am **31.10.** Beginn ist um 20.30 Uhr in St. Laurentius.

St. Martin
Die Katholische Citykirche Wuppertal und die IG Friedrich-Ebert-Straße laden auch in diesem Jahr wieder zum Wuppertaler Martinszug am **10. November** ein. Der Umzug beginnt um 17 Uhr auf dem Laurentiusplatz und führt über die Friedrich-Ebert-Straße, die Sophienstraße, die Luisenstraße, die Erholungsstraße, die Herzogstraße und über den Kasinokreisel zurück zum Laurentiusplatz. Dort findet dann zum Abschluss ein Martinsspiel statt. Im letzten Jahr nahmen mehr 1.000 Menschen am Wuppertaler Martinszug teil.

Nikolausaktion auf dem Laurentiusplatz
Am Samstag, dem **5. Dezember** startet die Katholische Citykirche Wuppertal in Kooperation mit der IG Friedrich-Ebert-Straße und dem Stadtmarketing erneut eine Nikolausaktion.

Ab 17 Uhr wird Bischof Nikolaus mit einem Pony und einem Bläserquartett durch die Friedrich-Ebert-Str. (Beginn ist am Dewerthschen Garten) ziehen und an die Kinder Geschenke verteilen. An verschiedenen Stationen wird durch gemeinsam gesungene Adventslieder und die festliche Bläsermusik das nahende Weihnachtsfest angekündigt.
Ab 17.45 Uhr ist der Nikolaus dann auf dem Mittelaltermarkt auf dem Laurentiusplatz anzutreffen.

Glaubensinformation
Regelmäßig bietet die Katholische Citykirche Wuppertal Glaubensinformationen für alle an, die am katholischen Glauben interessiert sind. Die nächsten Termine sind:

30.09. - *Schöpfung in Freiheit und aus Liebe - Das Verhältnis von Gott und Welt in biblischer Perspektive*
21.10. - *Sakramente im Leben der Kirche I: Taufe, Firmung und Eucharistie*
28.10. - *„Ihr seid ein Tempel Gottes" - Kirche und Gemeinde im Neuen Testament*
11.11. - *Hoffnung, Gericht, Verheißung - was kommt nach dem Tod*
25.11. - *Zwischen Hochfest und Alltag - Das Kirchenjahr und seine Feste*

Die Veranstaltungen finden jeweils von 19.00 - 20.30 Uhr im Katholischen Stadthaus (Laurentiusstr. 7), 1. Etage, statt.

Wallfahrt zum Patron für Hoffnungslose - Judas Thaddäus
Die Katholische Citykirche Wuppertal lädt immer am **28. des Monats**, alle, die ohne Hoffnung sind, zum gemeinsamen Essen, Gespräch und Gebet zu Ehren des Hl. Judas Thaddäus ein. Treffpunkt ist das Pfarrzentrum von St. Marien, Hardtstraße 18, 42107 Wuppertal, jeweils von 12.00 - 14.00 Uhr.

KGI-Fides-Stelle
Die KGI-Fides-Stelle Wuppertal bietet Menschen, die auf dem Weg (zurück) in die katholische Kirche beziehungsweise am katholischen Glauben interessiert sind, verschiedene Möglichkeiten zu Konversion, Wiedereintritt, Taufe, Firmung, sowie eine Vielzahl an Beratungsangeboten. Nähere Informationen unter: *www.kgi-wuppertal.de*

ansprechBAR
Neue Wege der Kirche zu den Menschen zu suchen, gehört zu den zentralen Aufgaben der Katholischen Citykirche Wuppertal. Deshalb geht sie dorthin, wo die Menschen sind - auch und gerade in Cafés.
Jeweils am ersten Mittwoch im Monat wird dann eine Mitarbeiterin bzw. ein Mitarbeiter der Katholischen Citykirche Wuppertal in der Zeit von 13.00 - 14.00 Uhr im Café Engel, Friedrich-Ebert-Str. 13, Wuppertal-Elberfeld, zu einem Gespräch über Gott und die Welt bereit sein. Das Erkennungszeichen ist eine auf dem Tisch stehende *„ansprechBAR"*-Karte.

Info: Katholische Citykirche Wuppertal
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Dialog für Kirchenkritiker und Zweifler
Die Katholische Citykirche Wuppertal und die KGI Fides-Stelle Wuppertal bieten Kirchenkritikern und Zweiflern die Möglichkeit eines Dialogs an. Sprechstunden sind immer am letzten Donnerstag im Monat oder nach Vereinbarung.
Termine: **29.10.** und **26.11.**
jeweils von 12.30 - 13.30 Uhr
Ort: Katholisches Stadthaus, Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal, 1. Etage
Info: Katholische Citykirche Wuppertal,
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Gottesdienste für Familien mit behinderten Kindern und Jugendlichen
Jeden Sonntag finden Gottesdienste für Familien mit behinderten Kindern um 11.30 Uhr in St. Konrad, Hatzfelder Str. 265, statt.
Info: Pfarrer Werner Hodick,
Tel.: 02 02/2 52 13 61 oder Pastoralreferent Dr. Werner Kleine, Tel.: 02 02/42 96 96 75.

Mystagogische Kirchenführung
Im Unterschied zu herkömmlichen Kirchenführungen, die eher kunst- oder architekturgeschichtlich orientiert sind, möchte die mystagogische Kirchenführung den Kirchenraum als Kultraum erschließen. Info: *www.mystagogische-kirchenfuehrung.de*
Ort: Basilika St. Laurentius, Laurentiusplatz, Wuppertal-Elberfeld
Termine: **22.10.** und **26.11.** jeweils um 19.00 Uhr
Ort: St. Antonius, Unterdörnen 137, Wuppertal-Barmen
Termine: **17.11.** um 18.00 Uhr

Stadtvesper und Abendlob
In St. Antonius in Wuppertal-Barmen findet **dienstags** um 17.00 Uhr in der Turmkapelle die Stadtvesper statt, ebenso **donnerstags** um 18.30 Uhr ein Abendlob (Vesper) in St. Laurentius in Wuppertal-Elberfeld.

Sprechstunde für wiederverheiratet Geschiedene
Die KGI Fides-Stelle Wuppertal (Katholische Wiedereintrittsstelle) lädt zu einer Sprechstunde für wiederverheiratet Geschiedene ein. Während der Sprechstunde steht Pastoralreferent Dr. Werner Kleine (Referent in der KGI Fides-Stelle Wuppertal) als Gesprächspartner zur Verfügung. In dieser Zeit ist er auch telefonisch unter 02 02/42 96 96 75 zu erreichen.

Die Sprechstunde findet in der Regel am **ersten Donnerstag** im Monat (außerhalb der Schulferien) statt. Die Klärung von Ehefragen, die das katholische Kirchenrecht betreffen, ist häufig ein wichtiger Bestandteil bei der Aufnahme Erwachsener durch Taufe, Übertritt oder Wiedereintritt in die katholische Kirche.

Die nächsten Sprechstunden finden am Donnerstag, den **05.11.** und am **03.12.**, von 14.30 - 15.30 Uhr im Katholischen Stadthaus (Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal-Elberfeld, 1. Etage) statt. Weitere Informationen sind im Internet unter *www.kgi-wuppertal.de* abrufbar.

www.dei-verbum.de
Was hat die Bibel zu den heutigen gesellschaftlichen Themen und Diskussionen beizutragen?

Die Bibel ist eines der bedeutendsten kulturellen Zeugnisse der Menschheitsgeschichte. Sie ist jedoch nicht nur ein Kulturgut, sondern auch zu tiefst aktuell. Biblische Texte wie die Zehn Gebote und die Bergpredigt sind zu ethischen Maßstäben geworden. Für Christinnen und Christen ist die Bibel das Wort Gottes (lat. Dei Verbum), das sich als gewichtige Stimme durch die Menschheitsgeschichte zieht – bis hin zum heutigen Leser. Die Stimme der Bibel endet dabei nicht am Kirchenausgang, sondern sie bietet für den gesellschaftlichen Diskurs Antworten und Anfragen, denen wir auf Dei Verbum nachgehen.

Jeden **Dienstag** finden Sie einen neuen Beitrag.
Mehr unter *www.dei-verbum.de*